

## Kultur, Gesellschaft & Wissen

# Vom Aufgehen eines Sterns

**Ekep Nkwelle am Jazzfestival Bern** Mit Ekep Nkwelle tritt eine Frau im Marians Jazzroom auf, die noch kein Album veröffentlicht hat. Und trotzdem ist klar: Da ist eine Grosse zu Besuch.

Anne Hebeisen

Eigentlich beginnt dieses Konzert erst so richtig mit dem dritten Song: «You've Changed» ist eine himmeltraurige Jazz-Ballade über das Verwelken einer Liebe, ein Song, den Billie Holiday auf ihrem Album «Lady in Satin» einst mit etwas gar viel Streicherpathos unterlegte. An diesem Abend gibt es keine Streicher, und es steht auch nicht Billie Holiday vor dem Mikrofon im Marians Jazzroom, sondern eine Frau mit dem noch fast gänzlich unbekannt Namen Ekep Nkwelle. Doch – so leidig diese Querverweise auch sein mögen – ihre Version des Songs reicht tatsächlich an jene der Meisterin des weiblichen Jazzgesangs heran. Wie sie die leisen Töne ziseliert, wie sie sich locker aus der stimmlichen Komfortzone herausimprovisiert, wie sie vom Voluminösen ins Filigrane changiert, ist absolut einnehmend.

Und es zeigt, wo die Stärken dieser New Yorkerin mit kamerunischem Stammbaum liegen. Der Konzertbeginn war bloss gehobener Stimmungs-Jazz mit Evergreens aus dem dicken Buch der Jazz-Standards. Aber wenns so richtig in die Tiefe geht, dorthin wo der Schmerz sitzt, dann ist diese junge Frau mit dem gewinnenden Wesen ein Grossereignis.

### Empfehlung von hoher Stelle

Wir sind im 49. Jahrgang des Jazzfestivals Bern. Und auch wenn dieses Festival konzipiert wurde, um – wie es Festivalgründer Hans Zurbrugg sagt – «den swingenden, traditionellen Jazz» nach Bern zu bringen, hat man hier über all die Jahre immer auch ein gutes Näschen für kommende Jazz-Hoheiten gehabt. Diana Krall war hier, als sie noch kaum jemand auf dem Radar hatte, Esperanza Spalding ebenso, Cécile McLorin Salvant oder Dianne Reeves – alles mittlerweile vielfach Grammy-geadelte Jazz-Vedetten. Viele dieser aufgehenden Sterne wurden den



Berausende Stimme: Sängerin Ekep Nkwelle am Jazzfestival Bern. Foto: Adrian Moser

### Wenns in die Tiefe geht, dorthin, wo der Schmerz sitzt, ist diese Frau ein Grossereignis.

Festivalmachern vom Jazz-Monarchen Wynton Marsalis angetragen, einem Freund des Hauses quasi. Er war es auch, der dem Jazzfestival Bern Ekep Nkwelle anempfohlen hat. Das sei eine, die es ganz weit bringen werde, habe Marsalis noch auf das Empfehlungsschreiben gekritzelt.

Dies, obwohl da noch gar kein Album auf dem Markt ist und die 24-Jährige erst vor kurzer Zeit ihr Abschlusskonzert an einer amerikanischen Jazz-Schmiede gegeben hat. Aber ja. Wynton Marsalis hatte recht. Diese Frau wird uns noch sehr viel Freude bereiten.

Sie sei übermässig nervös, hier an diesem geschichtsträch-

tigen Ort stehen zu dürfen, sagt Ekep Nkwelle zu Beginn ihres ersten Sets im Marians Jazzroom demütig. Viele ihrer Verwandten hätten finanziell gut abgesicherte Berufe gewählt und machten sich grosse Sorgen wegen ihrer Laufbahn als Jazzsängerin. «Doch als ich erzählt habe, dass ich eine Woche lang in der Schweiz auftreten darf, sind sie alle in Freudentränen ausgebrochen, inklusive meiner Grossmutter aus Kamerun.»

Freudige Aufwallungen löst Ekep Nkwelle am Jazzfestival vor allem dann aus, wenn sie in ihrer überdurchschnittlich gut besetzten Band Rochaden vornimmt. Wenn sie sich beispielsweise mit ihren Gästen Mark

Whitfield und Irwin Hall im Trio zum Jam zusammensetzt. Ersterer war der Gitarrist des Vertrauens von Dianne Reeves oder The Roots und stand schon mit Dizzy Gillespie auf der Bühne.

Irwin Hall ist der Liebessaxofonist von Melody Gardot und hat schon die komplizierte Aufgabe gemeistert, mit der Soul-Diva Lauryn Hill auf Tournee zu gehen. Allein diese beiden Routiniers bei ihren Solier-Duellen zu verfolgen, wie Whitfield die Ekstase anstrebt und Hall am Alt-sax den Rausch drosselt und in Entrückung wandelt: Es ist ein ausserordentliches Pläsierchen.

Doch die Hauptattraktion bleibt diese Stimme, die alles kann, die im Feinen noch berau-

schender ist als im Lauten, die kein Pathos braucht, um umwerfend zu sein. Und doch trifft man in diesem ersten von zehn Sets auf eine Künstlerin, die zur Welt-eroberung noch die richtigen Weichen stellen muss. Es gibt auf Youtube ein Konzert von ihr zu bewundern, in dem sie anhand von Jazz-Songs ihren afrikanischen Wurzeln nachspürt. Es ist ein Segen und veranschaulicht, dass hier eine junge Frau mit grossem künstlerischem und kulturellem Bewusstsein zu Werke geht.

In Bern liefert sie zum Auftakt ein musikalisches Breitbandangebot aus Jazz-Standards und Blues, offenbart aber auch Mut zur Extravaganz: Billie Holidays «Good Morning Heartache» verfremdet sie beispielsweise zu einem atmosphärisch-irisierenden Liedkunstwerk, das jedoch im bestens besuchten Marians nicht die übliche Stimmungsumflutungs-anz auszulösen vermag.

### Warten auf das Debütalbum

Im Gespräch nach dem Konzert verrät Ekep Nkwelle dann auch, wie es um ihr erstes Album steht. Es sei letzten August aufgenommen worden, und sie stehe gerade in Verhandlung mit drei hoch dotierten Plattenfirmen.

Ihr Debüt soll einen Link vom amerikanischen Jazz zur traditionellen afrikanischen Musik ihrer Kindheit schaffen. Sie wolle nicht bloss bekannte Songs aneinanderreihen, sondern mit ihrem ersten Tonwerk eine Geschichte erzählen. Wenn alles perfekt laufe, werde es noch dieses Jahr erscheinen.

Wir legen uns fest: Ekep Nkwelle dürfte sich nahtlos in die oben erwähnte Galerie illustrierter Entdeckungen des Jazzfestivals Bern einreihen. Also, schon emsig den Namen üben: Ekep Nkwelle – Ekep Nkwelle – Ekep Nkwelle – Ekep Nkwelle.

Ekep Nkwelle tritt noch bis Samstag, 6.4., im Marians Jazzroom Bern auf. Showtime: 19.30 und 22 Uhr.

## Das deutsche Weltblatt fällt auf einen Aprilscherz rein

**Medienkritik zur FAZ** Die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» hat über subventioniertes Kiffen in Theaterhäusern und über einen angeblich frechen Grünen berichtet. Nur blöd, dass davon nichts stimmte.

Deutschland geht unter die Kiffer: Seit dem 1. April sind Anbau und Konsum von Cannabis in unserem nördlichen Nachbarland für Erwachsene legal. Das ist kein Witz. Und da es ja allerlei Vorurteile gegenüber Kulturschaffenden gibt (Subventionsschmarotzer, woke Schneeflocken etc.), passte es natürlich sehr gut, dass just am Tag der deutschen Graslegalisierung das Online-Theaterportal Nachtkritik.de die Meldung veröffentlichte, freie Theaterproduktionshäuser in ganz Deutschland würden eigene «Cannabis-Clubs» eröffnen.

Ab dem 1. Juli solle es möglich sein, «über eine Mitgliedschaft [...] bis zu 50 Gramm Cannabis im Monat sowie Stecklinge und Samen für den Selbstanbau zu erwerben». Finanziert werde das Theater-Kifferprojekt mit Mitteln

aus der Förderlinie 420 des Fonds Darstellende Künste, also mit Steuergeldern.

### «Wichtiges Signal», «Leuchtturmfunktion»?

Zitiert wurde auch die deutsche Kulturstaatsministerin Claudia Roth: Die Cannabis-Club-Initiative der Theaterhäuser sei ein «wichtiges Signal» mit «Leuchtturmfunktion» für die ganze Kulturszene. «Ich erinnere mich noch aus meiner eigenen Zeit als Dramaturgin und Managerin der Band Ton Steine Scherben, wie angstbehaftet das Thema Cannabiskonsum war. Dass die längst überfällige Legalisierung vom Bündnis internationaler Produktionshäuser offensiv mitgetragen wird, erfüllt mich mit Stolz», so angeblich Roth. Da in unseren kulturkämpferischen

Zeiten Journalisten weltweit nach Wokeness-Missständen fahnden und dabei schon vermeintlich überempfindliche Studierende ausmachen, die sich an einem College in Ohio über angeblich rassistisches Sushi beschwerten (dabei war einfach nur das Mensa-Essen mies), geschah, was geschehen musste: Ein kulturkonservativer Theaterkritiker der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» (FAZ) mokierte sich über die «neue Pathos-Tonlage» der «stolzen» Claudia Roth – und mutmasste, dass die Ministerin sich dann sicher auch noch einen Joint auf Staatskosten anstecken werde, bezahlt aus dem «angeblich so knappen Budget» der freien Theaterhäuser, wie es in der FAZ heisst.

Es war zu schön, um wahr zu sein. Aber es passte ja alles zu-

sammen, was für Kulturkämpfer zusammengehört. Blöd daran war nur, dass die Meldung mit den Kifferclubs frei erfunden war. Das hätte der FAZ-Kritiker unter anderen an der Quellenangabe erkennen können: «thc» lautete das Kürzel unter der Nachtkritik-Meldung.

### Und dann noch ein frecher Grüner in Italien!

Zu kulturpessimistischen Betrachtungen geben also weniger die deutschen Theaterschaffenden Anlass als vielmehr die Medienkompetenz des FAZ-Redaktors. Und wenn wir schon dabei sind: Auch beim Italienkorrespondenten der FAZ hapert es – an Fremdsprachenkenntnissen. «Non mi guardi con quegli occhi inquietanti!», rief vor einigen Tagen während einer Parlaments-

debatte ein Grünen-Abgeordneter Giorgia Meloni zu, worauf die italienische Regierungschefin eine Geste machte, mit der sie es auf die Frontseite des «Wall

### Es passte alles zusammen, was für Kulturkämpfer zusammengehört.

Street Journal» brachte: Sie zog sich die Jacke über den Kopf.

«Schau mich nicht mit diesen beunruhigenden Augen an!» lautet die angeblich «wörtliche» Übersetzung des Satzes laut FAZ. Ausserdem wird erwähnt, der Abgeordnete habe es unterlas-

sen, sich dafür zu entschuldigen, «dass er die Ministerpräsidentin bei der Aussprache im Hohen Haus geduzt hatte».

Allerdings wird der Imperativ in der Höflichkeitsform auf Italienisch mit dem Konjunktiv präsens gebildet. «Guardi!» heisst «Schauen Sie!», weshalb von respektlosem Duzen durch einen frechen Grünen keine Rede sein konnte. Das sollte ein Italienkorrespondent eigentlich wissen. Aber high nusode. Die Vermutung, die man äussern könnte, um gleich beide geschilderte Pannen beim deutschen Weltblatt unter dem Hashtag #kiffen zu subsumieren – die überlassen wir unseren Leserinnen und Lesern.

Andreas Tobler und Sandro Benini